

Weitere Anekdoten und Jugenderinnerungen aus der Blütezeit der Lenzburger Schnupftabak-Industrie [Fortsetzung]

Autor(en): **Eich, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **23 (1952)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WEITERE ANEKDOTEN UND JUGENDERIN- NERUNGEN AUS DER BLÜTEZEIT DER LENZBURGER SCHNUPFTABAK-INDUSTRIE

VON ERNST EICH

Ein Original anderer Art war *Jakob Suter, der Ziegelbrenner*. Sein Geschlechtsname ist in der ganzen Schweiz und in den verschiedensten Berufsarten verbreitet und respektiert.

Hier ist nun die Rede von einem rauhaarigen Vertreter eines damals im Seetal blühenden Gewerbes, das ebensosehr robuste Körperkraft erheischte, wie zünftiges Bewältigen von Hunger und Durst. Wahrlich, das damalige Ziegelformen und -brennen, ohne die heutigen mechanischen Hilfsmittel: also das Hantieren draußen in der Lehmgrube, und dann wieder unter dem Dach einer windzügigen Hütte — und unterhalb dem Erdboden vor glühendem Brennofen — bei jedem Wetter, in Hitze wie Kälte —, das wäre wahrlich nichts für einen Stubenhöck! Mein Vater selig erzählte, wie einst ein reicher Landwirt im untern Seetal seine liederlich angehauchten Söhne vor Degeneration zu bewahren wußte, indem er kurzerhand sein Gut verkauft habe, um aus dem Erlös eine Ziegelei zu betreiben; natürlich unter Vorspann seiner an und für sich gesund auf die Welt gekommenen Sprößlinge.

Jakob Suter war groß und breitschultrig. Am kugeligen Kopfe hingen unten am Kinn lustig aufgedunsene Wangentäschchen. Mit friedlicher Miene wurden sie getragen; ebenso der zu einer Pauke ausgebuchtete Magensack, der Verursacher jener wohligen Triebe, die der harte Beruf in dieser menschlichen Natur begünstigte.

Stand „Tsieglechgg Sutechgg“ — seine etwas schwerfällige „Seetawer Tunge“ vermochte das wirbelnde „Errr“ nicht herauszubringen, und wir andern müssen uns räuspern wie beim Spucken, wenn wir Suters „chgg“ richtig nachahmen wollen! — stand also Ziegler Suter irgendwo im Gespräch, so hörte schon von weitem her ein jeder dessen Stimme heraus; denn sie war nicht leis, und sie eroberte sich daher im hiesigen Männerchor — gleich der Baßtrompete im Orchester — ihren unersetzbaren Platz. An Suters Worten hing im Gespräch laut schnarchendes Geräusch, etwa wie bei einem schlecht geölten Wagenrädli. Und davon angelockt, kam gleich die Jugend zum Vorschein, als ob es einen Elefanten des Zirkus Knie zu sehen gäbe. Und was Suter zu sagen wußte, das

interessierte die Buben nicht minder; denn es bot erst recht Anlaß zu nachhaltigem Lachen. Anlaß zum Lachen fand man damals fast nur auf der Straße, noch nicht im Kino und dem Gemeinderatszimmer! Aber die damalige Jugend beobachtete nicht schlechter als die heutige; und sie hatte auch das Talent, allerlei vorauszu- sehen, obschon sie ihr Lebenselixir aus dem Kleinen und Kleinsten schöpfen mußte, was zudem den Vorteil hatte, nichts zu kosten. Diese Kleinstadtbuben wußten in einem Nichts schon Daseinsreiz und Zeitvertreib zu entdecken. Fertiges, erstaunliches Straßen- spielzeug, wie es heute die „Wisa-Gloria“ in Lenzburg fabriziert oder Architekt Zweifel für den Spieltisch komponiert, sah man nicht oder nur in primitiver Form; von Fußball- und Velosport nicht zu reden!

Die Buben hatten schon Spaß zuzusehen, wie etwa Jakob Suter nach jedem mühevoll gesprochenen Satz in die ölige Schnupftrücke griff und dann mit den breiten Daumen bald das linke, bald das rechte Nasenloch stopfte, als ob darin ein nimmersatter Nesthock wäre — wie die jungen Distelfinken im schwarzen Astloch unseres Apfelbaumes. Auch brauchte der Gewohnheitsschnupfer aus dem Volke selten sein Tuch, wenn es galt, den Tabak in der Nase zu erneuern: mit dem Daumen verhielt er radikal eines der Nasenlöcher, und also unter Druck gesetzt, flog dann mit dem Auspuff der Luft der verbrauchte Schnupf heraus: lustig pfeifend, wie die Räbepupfi der Buben.

Einmal kam nun das Echo der Stimme *Suters* vom Metzgerplatz her, als wir damit beschäftigt waren, an der für jung und alt so anzüglichen „Schiffsländi“ papierene Schiffli den kleinen Stadtbach hinunterschwimmen zu lassen. Und diese Beschäftigung gegenüber der noch anzüglicheren Bäckerei und Wirtschaft des im ganzen Kanton begehrten Trompetenbläusers Arnold Weber.

Das bange Schlußexamen, nämlich droben im großen Sing- bzw. Konzert-, Theater- und Tanzsaal, über dem Schlachthaus, war beendet, welch sinnreiche städtische Einrichtung ein Spaßvogel mit folgendem Schüttelreim beschrieben hat:

„Droben schweben die Beine, drunten beben die Schweine!“

Die energische Lehrerin, Jumpfer Hächler, hatte uns eben die Schreibhefte zurückgegeben, welche den Behörden zum Inspizieren vorgelegt gewesen. Nun gebrauchten wir dieses unnütz gewordene Papier zum Falzen von Schiffchen. Es war ein Vergnügen, so alle zwei Minuten ein Fahrzeug fixfertig und reisebereit aufgetakelt zu haben. Wir beugten uns alsdann mit dem Schiffchen über das plaudernde Wässerlein, setzten das Fahrzeug vorsichtig ab und legten belastende Steinchen hinein, für sicheren Gang im Wasser. Dann

erst ließen wir es vom Stapel ziehen. So glitt in aufrechter Haltung ein Segler nach dem andern fort. Johlend schauten wir ihnen nach, wie sie übermütig tanzten, ohne zu kippen, wie sie in einen schwarzen Tunnel trieben, darin bald lautlos verschwanden — auf Nimmerwiedersehen. Und dies mit all den roten Korrekturen, mit all den kuriosen, nicht immer erfreulichen Noten der bärtigen und schwarzbefrackten Herren Inspektoren!

Aber nun brachte das Echo der Stimmen vom Schlachthaus her uns wirklich in Aufregung: etwas Besonderes mußte sich dort ereignet haben. Nur ungern und doch unwiderstehlich nach dorten gezogen, ließen wir schließlich alles liegen und rasselten hin. Der Ausdruck „rasseln“ ist nicht unangebracht; denn unsere Hosengumpel waren immer mit Märbeln, Schnüren und Nägeln und mit weiterem Wertvollem gestopft, das bei jedem Bewegen schon klimperte.

Auf dem Metzgerplatz fand man richtig Jakob Suter. Aber diesmal leider nicht zu einem Ständchen mit den hiesigen Männerchörlern. Diesmal stand Suter gegenüber

Abraham Dietschy, des Städtchens Schlächtermeister, genannt kurzweg „Hammi Tiertschi“. Offenbar ergab sich zwischen diesen beiden Persönlichkeiten eine Verschiedenheit der Meinung bezüglich des genauen Sterbestündchens einer feisten Ungernsau, die Jakob zur Unzeit — nämlich just in Abwesenheit Abrahams — ins Schlachthaus gebracht und dort einfach in ihrem Netz auf dem Handkarren hatte stehen lassen, damit der doch sicherlich wiederkehrende „Hammi“ sie dann schlachte und verwurste.

Adrian Brouwer, der naturwahre und witzige Maler holländischer Karikaturen, hat einst wohl kaum Gelungeneres gesehen als wir Buben beim Anblick dieser Abrahams und Jakobs! Sie standen einander kameradschaftlich-belehrend gegenüber beim roten Gatter vor der Schlächter-Butik. „Kobi“, groß und umfangreich, wie ein Kachelofen; „Hammi“ daneben kurz und dick, wie ein Spaltstock. Und wie bei einer Blutwurst war sein Podex umschnürt und mit dem langen „Gygsi-Messer“ geknebelt: „Ich sag dir nonemol, Kobi: verreckt esch die Moor gsy und hett nömmе gschnüfelet, als ich sie nehmen wollte zum Stechen. Es verblieb mir nur noch Zeit, ihr handkehrum den Grind abzuschneiden, um so wenigstens noch etwas Blut abzufangen mit dem unterstellten Kübel.“ — „Und än Diägg esch das wohch“, behauptete Jakob stampfend. „Viel Futter hab ich ihr jeden Tag gegeben — kannst mir’s wohl glauben; denn sie züngelte immer mit der Schnorre und leckte mir das Bein, so g’fräß und anhänglich tat sie und äugte kaum auf, wenn man ihr zugab. Und als ich sie heute morgen, schön aus-

gereift, an den Vordern mit dem Seil auf den Karren zog, hat sie mit dem linken Aug geblinzelt und protestierend durch die Nase gepfiffen, was mich ganz erbarmte, je näher ich dem Schlachthaus kam; das garantier ich dir, Hammi!" So hörte man Suters Stimme widerhallen.

Doch aus der Villa „Algier" hier —
(Steht nicht mehr da — die alte Zier!)
Trat dann herzu Holzspalter Fritz —
Mit der beringten Nasenspitz:
„Wozu der Lärm an diesem Ort?
Sagt Euch doch ein vernünftig Wort:
Es ist die Moor nicht mehr am Leben.
Wollt Ihr da nicht die Hand Euch geben?
Nehmt diesen Schnupf — und haltet Frieden!
Mir aber sei die erste Wurst der Sau beschieden!"
Und Apotheker Jahn, wie Zuckerbäcker Mauch,
Hielten sich da vor Lachen den Bauch:
„Ist es nicht doch eine gute Sach'
Mit unserem Lenzburger Schnupftabach?"

„*Hammi Tiertschis*" Beruf bestand aber nicht lediglich in einem mehr oder weniger tragischen Beschließen der zu fettleibig gewordenen Existenzen von an und für sich widerhaarigen und immerdar grunzenden, aber bei reichlicher Tränke doch gutmütig dreinschauenden Tieren der Schöpfung. Und nach vollbrachter Umwandlung des erfüllten Lebens dieser armen Wesen ins Gefühllose wurden dann die vom Schweinezüchter mehr oder weniger üppig ausreifen gelassenen Schnörlichen und Öhrchen — bis hinunter zum Schwänzchen und Füßchen — jeweils durch die Geschicklichkeit des „Hammi" zu schmackhaftesten gesalzenen oder geräucherten Leckerbissen zubereitet. Selbst die großen Blasen fanden handliche Verwendung: sei es als leichter, für Nässe undurchlässiger Rucksack, als transparente Geldbehälter oder auch als wasserdichte Eisbeutel, zum Auflegen an fiebrige Stellen bei Erkrankung.

Jedoch am meisten Beachtung gewährte man diesen Schweinsblasen, wenn maskierte und in Fastnachtskleider gehüllte Staufener gewohnterweise am zweiten Neujahrstag — dem „Bärzelitag" — mit großem Tamtam nach Lenzburg kamen, um die Jugend des Städtchens außer Rand und Band zu bringen, und um dann abends im Gasthof zum Sternen — den der Nidelbädler Kieser vor hundert Jahren neben seiner veralteten Residenz schön und groß hatte erbauen lassen — bei Ländlermusik, bei Bier und Wein, bei Schnupftabak und Tanz sich frischen Mut fürs kommende Arbeitsjahr zu

holen. Bei dieser Gelegenheit brachten uns die spaßhaften Gesellen der Nachbargemeinde Staufeu nicht nur in ihrer Mitte weiß und mit Glitzerprunk gekleidete „drei Könige aus dem Morgenlande“ herbei; nein, es kam gleich noch ein ganzer improvisierter Hofstaat mit: also Königinnen, Hofnarren, der Tannriesbär, die hexige „Hootsch“ mit der Eierpfanne, sowie allerlei Gesinde. Letzteres trug in den Händen an Stöcken gebundene, mit Luft aufgetriebene Schweinsblasen — genannt „Säublootere“ —, und mit diesen wurde der ob solchem Schauspiel begreiflich sich neckisch gebärdenden Lenzburger Jugend so viel als möglich auf den Buckel geschlagen. Das dröhnte dann wie platzende Bomben; aber hinterließ glücklicherweise keinen Schaden, weil die Blasenbeulen nach dem Aufschlagen elastisch zurückprallten. Immerhin gab es ob solch ländlich-sittlichem Scherze nicht selten aufgeregte Straßenkämpfe und Jagden durch Zäune und über schnell verrammelt wordene Gartentürchen. Denn die so mit Schweinsblasen bedrohte Jungmannschaft stellte sich dann gewohntermaßen mit Schneeballen- oder Sandwerfen gröhrend zum Gegenangriff, um sich hernach schleunigst in irgend welchen sicheren Unterschlupf zurückzuziehen.

*

In einer kalten Winternacht — die stark geheizt wurde — ging unweit der Ziegelhütte Suters die „Seidenweberei Bölli“ in haushoch lodernden Flammen auf. Mich Ganzjungen ließ man erst am frühen Morgen hinaus zum Brandplatz springen. Es gesellten sich unterwegs zu mir, wie ich glaube, Ruedi Frei, Hugi Remund, Fredi Mathys, Mandi Vonäsch, Tori Hämmerli, Nöldi Rupp, Hardi Bertschinger, Kari Zweifel, Träui Halder, Gugez Etterli, Maxi Hächler, und wie sie sonst noch hießen mit ihren lenzburgerisch verfarbten Vornamen. Von weitem sahen wir schon aus Mauern des ersten Stockwerks brandschwarzen Rauch gen Himmel dampfen, das Haus fast ohne Dach mehr und ohne ganze Fenster. Reges Treiben war um die Fabrik. Besonders vor dem Eingang ballte sich ein karussellartiges Getümmel von gleißenden Uniformen, von sich bewegenden Stangen, Leitern und Schläuchen, und aus dessen Mitte erhob sich händefuchtend der *Jakob Suter*, unser vorgenannter Freund.

Er stand denn auch da wie ein schwankendes Dampfschiff in Seenot und roch mehr nach gebranntem Wasser als nach verbranntem Holzgerät. Begreiflich, denn der tüchtige Jakob hatte sich bei obwaltender Heimsuchung mit seinen froschartigen Augen als wertvoller Hellseher erwiesen: er sei der erste gewesen — so sprach er mit bewegter Stimme —, der den Brand entdeckte: der rote Widerschein im Schlafzimmer habe ihn aufgeschreckt. Nur schnell in

Hose, Kittel und Finken; dann sei er hinausgesprungen, habe „Fürio“ gerufen und schleunigst die im nahen Bürohaus schlafende Fabrikherrschaft herausgebengelt, so daß diese sich retten und rechtzeitig der Feuerwehr telephonieren konnte. Daher stehe jetzt das Bürohaus noch heil da; und deshalb sei aus den obersten Stockwerken der brennenden Fabrik noch viel Gerät und Ware unter die Maulbeerbäum geflüchtet worden. Es galt aber auch für Suter, bei sich zu Hause die Gefahr abzuwenden, als die Flammen über seine Ziegelhütte schlugen und das Wohnhaus daneben bedrohten. Beiläufig hatte er sich — während er erzählte — mit innerer Erregung den knisternden Zusammenbruch des gänzlich ausgebrannten Dachstuhls gemerkt, und das Heer der am Boden zerschlagen herumliegenden Ziegel, die nach dem Dafürhalten des humoristisch veranlagten Kunstmalers Werner Bächli wieder zu ersetzen seien! Die Zuhörer — ob solch elementarer Logik — brachen in ein schmunzelndes Lachen aus und umstellten den ins Schwitzen geratenen braven „Joggi“ mit neckischen Sprüchen. So sah *Suter* wiederum noch zusätzliche harte Arbeit — wovon ihm ganz schwindlig wurde —, also daß er sich an der aus dem Kittel hervorgezogenen Brönzguttere hurtig und schluckweis immer wieder stärken mußte. Dies hatte er übrigens schon vorher des öftern getan. Begreiflich: die ganze Nacht hindurch gab es doch nichts als Aufregung und Rettungsarbeit. Alles hatte nach *ihm*, dem Starken, gerufen. Er hatte selbst nicht gewußt, wo zuerst wehren, weil die vom Wind getriebenen und lichterloh brennenden Webstuhl-Karten wie ein Hagel Raketen über die Ziegelhütte und sein Wohnhaus geflogen kamen. Mit berechtigtem Stolz funkelten Suters Augen, als er auf der schließlich besiegt wordenen Brandstätte den Umherstehenden immer und immer wieder den Hergang erklären mußte!

Und *Haschier Gloor*, unser Stadtpolizist, der sich begreiflich als Vertreter des Gesetzes auch unter den Umstehenden befand, hatte offene Augen und Ohren für all das, was auf dem Brandplatz vorging.

Nebenbei sei hier erwähnt, daß diesem Kurzbeiner, mit schwerem Kopf und krummem Säbelchen um rundlich gepolsterten Leib, just zuvor am Sonntagnachmittag auf der Aabachbrücke ein seltener Fang gelungen war; denn der taubstumme „*Othmisinger-Hannesli*“ — der hinkende Schreibsandhausierer verkaufte damals ein noch gebrauchtes Mittel zum Trocknen von Tintenschrift — war eben die lange Treppe vom „Widmer-Haus“ herunter gekommen und lief dann — während dem erfreuten Nachzählen des erhaltenen Sonntagsbatzens — blindlings dem Gardisten in die Arme;

denn das Hausieren am Sonntag war nämlich verboten. Mit strammer Miene führte hierauf Gloor den Arretierten an unserem Wohnhaus vorbei, die Bachstraße hinunter nach dem Käfigturm im Rathaus. Wir Buben konnten am Fenster mit Bangen verfolgen: das unschöne Gezerre und Gezeter oben auf der Brücke; aber auch die Flucht bei unserem Hause und den Wiedereinfang dieser der „Katze entschlüpften Maus“. Wir nahmen dann auch wahr, wie der Ausreißer sich gegen das Anlegen von Handschellen wehrte, und sahen ein Fortsicheln der Füße des schnellbeinigeren Hannes unten beim Nebenweg zur „Mühle Remund“. Und wie gut konnten wir Jungens schlafen, als wir noch vernahmen, daß der Polizist den Hannes schließlich habe springen lassen und dann nachdenklich zur Brücke auf seinen Posten wieder zurückgekehrt sei, auf Anraten des ihm begegneten menschenfreundlichen Stadtmanns Müller; bekannt auch als Buchdrucker am Mühleweg.

Dieser dienstefrige Ortspolizist Gloor notierte nun noch pflichtgetreu hinter *Jakob Suters* Rücken all den Hergang, den jener erzählt hatte — von wegen Tatbestand für versicherte Schadenmeldung.

Doch plötzlich spürte *Suter* starkes Unbehagen: er gewahrte, daß ihm ob all dem vielen Rapportieren der Schnupf ausgegangen war. Und dies gerade jetzt, wo ihm Beruhigung und innere Erholung endlich so nötig gewesen wäre! Mißgestimmt klagte er der ihn begaffenden Menge sein Leid: vor zwei Stunden habe er einem Buben zwanzig Rappen gegeben, damit er für ihn bei Gebrüder Zwysel eine Tüte Schnupf kaufe. Und jetzt sei der Hanöggel noch nicht gekommen: „Esch mechg ächt...“, stöhnte er umhersehend, „esch mechg ächt der Chaib do — doochepchönnt?“

Noch nach Jahrzehnten, als Jakob Suter, das köstliche Unikum, schon längst das Zeitliche gesegnet hatte, pflegten die Leute in Erinnerung an jene dramatische Brandszene zu wiederholen:

„Esch mechg ächt der Chaib doochepchönnt?“ wenn etwa die Ehrlichkeit eines Kommissionsbuben fraglich wurde.